

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 293. Bromberg, den 18. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von **Vera Bern.**

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hans Römer liest. Er liest, daß sein korrekter, steifer, über alles erhabener Vater sich den Sport geleistet hat, einen Zirkus zu subventionieren. Es ist eine Groteske!... Heinrich Römer, Mit-Direktor des Cirque d'été und Direktor der Maschinenfabrik „Vulkan"! ... Eine peinliche Groteske, die das Ansehen des Firmeninhabers, des ganzen Berliner Unternehmens, erschüttern konnte!

„Eine Frau steckt nicht dahinter??"

„Vielleicht die Luchon damals — eine Zeitlang. Aber auch das weiß ich nicht. Sie sprach mehr von ihm wie von einem Freund und Wohltäter."

„Mein Vater ist jetzt wo?"

„Mir unbekannt. Das letzte ist diese briefliche Absage!"

„Warum erfolgte die?"

„Vermutlich wegen des Bildtextes in dem deutschen illustrierten Blatt."

„Dürfte ich das sehen?"

Hans Römer liest die Worte unter dem Clownbild. Er beißt sich auf die Lippen. Nein — das ging wirklich nicht, daß sein Vater, wenn auch vorläufig ohne Namensnennung, vor aller Welt als — Zirkusmäzen gebrandmarkt wurde! . . .

„Kein sehr bequemer Herr, der Herr Direktor Römer?!" sagt Molignon.

„Nein", bestätigt Hans Römer. „Kein bequemer Herr. Ein — Original."

Es ist das erstemal, daß er dieses Wort auf seinen Vater anwendet. Es ist ihm selbst peinlich — aber er sieht plötzlich den Ernst, die Strenge, die Härte des Wesens seines Vaters unter so anderem Gesichtswinkel . . . als wäre der Vater nicht auf seinen zwei Beinen zwischen ihnen herumgegangen, sondern auf . . . ja, auf Kothurnen . . . Irgendwie hochgestelzt, um sich über sich selbst hinauszuheben! Und — mußte dann wohl doch manchmal die Kothurne abschrauben . . .! Was Mutter wohl gesagt hätte hierzu!

Hans Römer läßt den Blick über die Zirkurswiese schweifen: ein dickliches Mädchen von nicht abzuschätzenden Jahren wäscht Hemden, die sie über ein Seil hängt.

„Unsere Trapezkünstlerin!" sagt Molignon.

Und mit der Person hab' ich Vater in Verbindung gebracht, denkt Hans Römer.

„Drüben, an der Grube, das ist der Merini, der seinen Pudel über die Peitsche springen läßt! . . . Und da, vor dem gelben Wagen, das ist unsere „Signorina", die ihr Einrad putzt . . . Sehen Sie die sechs Burschen drüben? . . . Landsleute von Ihnen! Bayern! . . . Abends werfen sie sich in ihre Kostüme und setzen die Leute als „Original Kirgisen-Truppe" in Staunen!"

„Eine andere Welt! . . .", sagt Hans Römer.

„Eine, Herr Römer? . . . Viele, sag ich Ihnen!"

Die Worte des Graphologen fallen Hans Römer ein: . . . man braucht keine anderen Länder, man braucht nur in andere Berufe, in andere Gesellschaftsschichten zu verreisen! . . . Ja — aber dazu gehörte mehr, als nur ein paar Worte Deutsch, Englisch oder Französisch . . . Dazu gehörte auch eine größere innere Beweglichkeit als zum Kauf einer Bahnkarte oder eines Schiffstickets . . .! Dazu gehörten eine Menge Dinge, die Hans Römer nicht liegen bei seiner Sprödigkeit. — Und sein Vater sollte alle diese Dinge besessen haben? . . .

„Und da zigeunern Sie so das ganze Jahr herum?"

„Der letzte Sommer diesmal! Ich arbeite jetzt für den großen deutschen „Apollo-Konzern"! . . . Den kennen Sie doch natürlich?"

Hans Römer hat keine Ahnung.

„Heute bringe ich den Vertrag zwischen dem Konzern und Henri René zustande! . . . Er soll anschließend in Berlin gastieren!"

„Was ist das für einer? Schnellmaler? Messerwerfer? . . ."

Molignon, fast beleidigt:

„Aber Herr Römer! Unser Clown! Grotesk-Clown, wie sie in England sagen!"

„Ach so — der August?! . . . Der mit der grünen Perücke auf dem Plakat?"

„Ja, der! . . . Eine Sensation! Ein Genie, sage ich Ihnen!"

Hans Römer greift in die Tasche: „Kann ich zwei Karten haben für heute abend?" Und er bezahlt seine Billette.

„Darf ich Sie jetzt in unserem Zirkus herumführen, Herr Römer?"

Hans Römer weiß selbst nicht, ob er sagen soll: „Ach wie interessant!" oder ob er darüber hinweggucken soll, als er in der Manege zwei starkleibige „Damen" im Trikot bei der Morgenarbeit sieht.

„Sehr gut, die Nummer!" sagt Molignon. „Unsere „Box-Sisters"! Oft wetten sie im Publikum. Aber wenn soundsoviel Minuten um sind, muß sich eben eine auf den Rücken legen und knock-out spielen. Dafür boxen sie sich eben am Vormittag nach allen Regeln der Kunst aus! . . . Sehen Sie: drüben jongliert „Nelly", unser Seehund, mit Orangen! Ich hab ihn auf einer Messe aus einem Wasserbottich heraus gekauft und selbst abgerichtet!"

„Ist wohl sehr schwer, immer neue „Nummern" aus dem Boden zu stampfen, Herr Molignon?"

„Ob's schwer ist, Herr Römer! Die besten Geschäfte macht man mit Abnormitäten und dergleichen. Aber ich . . . ich lege eben Wert auf reines Artistentum, auf durch jahrelanges Training erreichte Leistungen! . . . Hab schon viel Gutes entdeckt — der René zum Beispiel war ein Dreck, als er zu mir kam, ein Nichts! Und jetzt? . . . Na, Sie werden ja selbst urteilen!"

„Allerdings." Hans Römer verbeugt sich: „Also denn — bis heute abend. Ich komme mit einer jungen Dame, die das alles sicher noch viel besser würdigen wird als ich . . ."

Molignon begleitet seinen Gast bis zum Rande der Wiese, die sich in der staubigen Straße verliert, und kehrt melancholisch zu seiner Frau zurück.

„... Ja, Juliette ... das wird ja nun aufhören, daß man seine Gäste in seinem Unternehmen herumführt ...!"

„Sieh mal lieber zu, Molignon, daß du die zweite Sitzreihe von oben kontrollierst! Da haben sie gestern die Bohlen durchgetrampelt bei der Clown-Nummer."

Molignon beschließt, seine Frau von der Direktion des Apollo-Konzerns fernzuhalten: sie hatte einen Ton am Leibe, der ihm sogar den Respekt vor sich selbst untergräbt!

Hans Römer schlendert durch die engen, oft steilen Gassen von Grasse. Der Himmel spannt sich in tiefem Blau, das bleiern wird am Horizont, über Giebel und Fabrikschornsteine. Die Luft ist wie durchtränkt von dem Duft von Nelken, Orangenblüten und süßen Ölen.

Hans Römer fühlt sich entspannt und ungeheuer erleichtert. Auf der Post gibt er ein Telegramm an die Schwester auf: „Vater noch nicht gesprochen, aber Angelegenheit aufgeklärt. Völlig harmlos. Erklärungen mündlich. Hans". Und fügt hinzu: „und Gerda".

Dann kauft er ein Päckchen Zigaretten, trinkt irgendwo einen Apéritif, pfeift einen Schlager vor sich hin und geht ins Hotel zurück.

Der Portier kommt ihm entgegen:

„Die Dame oben hat schon dreimal nach Monsieur gefragt."

Ach Gottchen, denkt er — wie die gestern wieder aussah in den zu langen roten Hosen! ...

„Die Dame noch auf ihrem Zimmer?"

„Ja, Monsieur", sagt der Portier und fügt hinzu: „Wir hatten dieser Tage schon einmal einen Herrn Ihres Namens bei uns: Direktor Römer! Aber der hat nur eine Besprechung hier gehabt, mit einem Mann, der übrigens heute wieder hier war und uns viel Ungelegenheiten gemacht hat."

„Wie sah denn ... Direktor Römer aus?" fragt Hans Römer, der auf diese Weise hofft, etwas über das Wohlergehen seines Vaters zu erfahren.

„Ein sehr vornehmer Herr ... viel Ähnlichkeit mit Ihnen, Monsieur ... nur eben alt."

Hans Römer denkt: „alt"? ... Er sagte zwar, mein alter Herr", weil das so üblich war in studentischen Kreisen ... aber für ihn war der Vater doch noch immer jung gewesen ... und soll nun plötzlich ein „vornehmer, alter Herr" sein? ... Merkwürdig — aber er fühlt sich dem „vornehmen, alten Herrn" wieder eng verbunden.

*

Es wetterleuchtet um die alte Kathedrale von Grasse. Es zuckt schwefelfarben um den alten Stadthausturm. Dunkle Wolken aus Ost und Nord ziehen über dem Südabhang des Rocavignon zusammen.

Die Einwohner von Grasse und Umgebung, die in Scharen zur Zirkuswiese strömen, blicken immer ängstlicher zum Himmel auf und beschleunigen die Schritte.

Es gilt die „Große Gala-Abschieds-Vorstellung" des „Cirque d'été für „groß und klein"!

Madame Molignon an ihrem immer dichter umdrängten Kassentisch sitzt wie in einem Dampfbad.

Wenn es nur kein Gewitter gibt! ... Der breite klaffende Riß an der linken Seite der Zeltwand sollte erst nach Zeltabbruch — in der Nacht — von den Männern geflickt werden. Wenn es vorher lospladderte, schwamm der ganze Zirkus —! Donnerte es nicht schon? ...

Sie reißt die Billette von den perforierten roten, gelben und grünen Kartenblocks. Kassiert. Wechselt. „Zwei Sperrsitze? ... Bitte schön!" — „Jawohl, Militär und Kolonial-Soldaten auch halbe Preise!" — „Nur noch zwei getrennte Logenplätze!" — „Ah, guten Abend, Herr Staniol! Augenblick ..." — „Stehplätze!" „Gleich fünf Stück? Hier bitte!" — „... für Sie, Herr Staniol! ..." — „Nein, auf dem Namen Duwal liegen keine Billette!" — „... hab ich noch mit Mühe einen guten Platz reserviert ..." — „Natürlich kann ich wechseln!" — „... mein Mann wollte Sie vorher noch sprechen, Herr Staniol ..." — „Doch, sie liegen zusammen, ein Vorder- und ein Rücksitz!" — „Fünfzehn Frank, bitte!" — „... mein Mann ist noch im Wagen, Herr Staniol ..." — „Zehnte Reihe? Ja, zwei Plätze!"

Staniol gibt's auf. Er hätte zwar gern gewußt, wie sich die ganz vernünftige Frau dazu stellte, daß er Henri René wie ein Wegelagerer mit dem Vertrag überfallen sollte — vielleicht war der gute Molignon nicht ganz richtig im Kopf ... er hatte schon die tollsten Sachen erlebt!

Aber kriegen mußte er den Henri René! Unter allen Umständen! Mußte den Clown nach Berlin bringen! Er! Staniol! Nicht der junge Bengel, den der Konzern neuerdings in der Welt herumschickte, weil er — Staniol — kein Glück gehabt hatte mit den letzten Nummern, die durchgerasselt waren. Die Mentalität des Publikums bot eben keine Anhaltspunkte mehr: es war sensationsgierig und sensationsmüde zugleich; wenn er nicht ordentlich hinterhakte und eine Kanone anschleppte wie den René, war er nicht mehr beim Konzern im nächsten Vierteljahr! Konnte vielleicht als Propagandachef eines Elefantenmädchens auf die Messen ziehen! ...

Staniol findet Molignon in erregtem Selbstgespräch:

„Eh bien, Molignon, was ist los!"

„Gar nichts ist los! Angst hab ich!"

„Wovor denn?"

„Vor der Geschichte mit dem René nachher!"

„Aha!! Na sehen Sie! Das wollt' ich Ihnen gerade sagen: Blödsinn ist das, wie Sie die ganze Geschichte aufziehn! ... Gehen Sie in seine Garderobe. Sagen Sie ihm: Staniol ist da! Staniol will Sie sprechen! ... Dann setzen wir uns hinterher in die „Cigogne" und bringen die Sache bei einem Glase Wein unter urbanen Formen zum Abschluß! Ihre Provision verbleibt Ihnen ja."

„Unter „urbanen Formen" unterschreibt er nicht!"

„Zum Donnerwetter, der Mann wird doch wohl auch seinen schwachen Punkt haben?! ... Jeder Mensch ist zu fassen. Was für 'n Landsmann ist er denn?"

„Keine Ahnung. Spricht aus allen Sprachen gemixtes Zirkus-Kauderwelsch!"

„Ihre Verträge hat er doch immer anstandslos unterschrieben?!"

„Nur den allerersten: Henri René, in großen schwungvollen Buchstaben. Später hat er mir immer nur telegraphisch mitgeteilt: Bin pünktlich am Platz. Henri René!"

Vom Zelt herüber schallt der Sousa-Marsch „Unter dem Sternenbanner".

Molignon schlägt die Tür seines Wohnwagens zu: „Jetzt muß ich 'rüber! ... Verfluchte Ischias!" Er blickt zum Himmel auf: „Es wird doch nicht etwa ...?"

Die beiden Herren gehen zum Zelt hinüber mit seiner von flimmernden grünen und roten Zwerglämpchen gerahmten Fassade. Die Bogenlampen tauchen die sich bedrohlich stauende Menge in fahles Licht.

Hans Römer schiebt seinen Arm in den Gerdas.

„Keine Bange, kleine Gerda."

„Ich hab nur immer Angst vor Panik, wenn so viele Menschen zusammen sind", sagt Gerda und schmiegt sich enger an Hans Römer.

„Angst, daß die „Könige der Wüste" ausbrechen?" lacht er. „Ich schätze, es werden zwei altersschwache mummelige Riesenkatzen sein, die der Dompteur mit Mühe und Not zum Schnurren bringt."

Von der Menge geschoben und zurückgedrängt, kommen sie nur schrittweise vorwärts.

„Ich kenne das gar nicht bei mir", sagt Gerda. „Ich bin richtig nervös! Ganz entsetzlich nervös! Denken Sie, am liebsten hätt' ich Sie gebeten, die Billette einfach verfallen zu lassen. Ob das noch von Alfred kommt — heute früh? ... Oder ob mir das Gewitter in den Gliedern liegt? ..."

Wieder sind sie ein paar Meter vorwärtsgeschoben worden.

Gerda bleibt stehen: „Ich will nach Hause."

Hans Römer schüttelt den Kopf: „Aber Kindchen, nun fangen Sie auch noch an wie die anderen Weiber mit Launen und hysterischen Geschichten! Was sind denn das für neue Zicken?"

„Ich weiß nicht ... ich kann kaum richtig atmen."

Und wirklich, sie ist weiß im Gesicht.

„Das ist die Fülle, die Enge, die Sie bedrückt. Wir sind gleich in unserer Loge, da haben Sie Luft ... Den Alfred schlagen Sie sich aus dem Kopf — der sitzt gemütlich in Polizeigewahrsam! ... Vor unserer Abreise gehe ich zur Gendarmerie und sorge dafür, daß er freikommt. Ist ja'n Landsmann schließlich. Dann schiebt er ja doch nach Brasilien ab, und wir zwei sind ihn los, nicht, Gerda?"

Er neigt sich zu ihr, sieht ihr in die Augen. Sie lächelt unsicher. Aber warum soll sie das Märchen nicht träumen, das ja doch — in einigen Tagen zu Ende geht —? Leise erwidert sie den Druck seines Armes.

Das Holzgerüst unter der Zeltkuppel erzittert unter den Tritten der ihre Plätze suchenden Zuschauer. Ein schlitzäugiger Chinese in knallroter Uniform weist sie in ihre Loge.

„Sehen Sie, Gerda ... die schönsten Plätze! Gerade gegenüber vom Manegeneingang! ... Beinahe Fürstenloge! ... Ja, bitte, Mademoiselle — haben Sie Pralinés? ... Marons glacés? ... Ja, bitte. Hallo! Ein Programm, bitte! ... Nicht sehr bequem, die Stühle! ... Da läuft einer mit bunten Kissen 'rum ... soll ich eins leihen?"

„Ja," sagt Gerda, „nein", sagt sie dann.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Musiker.

Zu Carl Maria von Webers 150. Geburtstage

Von Franz Heinrich Pohl.

Einer unserer größten lebenden Musiker, Hans Pfitzner, hat einmal gesagt: „Webers Sendung war eine nationale — sie galt der Freiheit und Weltgeltung des Deutschtums, die er auf dem Felde der Musik eroberte." Wir können es uns heute nicht mehr vorstellen, wie wenig noch im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die deutsche Musik, vor allem die Oper, gegenüber der italienischen galt. Dabei hatten schon Mozart und Beethoven ihre unsterblichen Werke geschaffen! Carl Maria von Webers ganzes Leben war von dem Kampf gegen den Vorrang italienischer Musik und den Einfluß ihrer hervorragendsten Vertreter in Deutschland erfüllt. Erst in den letzten Jahren seines kurzen Erdenwallens konnte er Zeuge des Siegeszuges der deutschen Oper sein, die sich in seinem „Freischütz" verkörperte.

Carl Maria Freiherr von Weber war ein richtiges Theaterkind. Sein Vater, Franz Anton von Weber, hatte Vermögen, Rang und Stellung seinen künstlerischen Neigungen geopfert und zog als Musikus und Theaterdirektor durch die Lande, nur selten einmal für einige Zeit seßhaft werdend. Bei einem solchen Aufenthalt in Eutin wurde am 18. Dezember 1786 von Webers zweiter, über dreißig Jahre jüngeren Gattin Genoveva, geb. von Brenner, Carl Maria geboren.

Der auch noch im Alter lebenslustige, leichtsinnige Franz Anton von Weber, der später Carl Maria ständig zur Last fiel, hat ein Verdienst: er gab seinem Sohn eine ausgezeichnete künstlerische Erziehung. Ein Wunderkind wollte er aus ihm machen, was ihm mit anderen Söhnen und Töchtern, die dann seine Theatertruppe bildeten, nicht gelungen war. Der körperlich sehr schwächliche, seiner früh verstorbenen zarten und feingebildeten Mutter ähnliche Knabe kam schon in früher Kindheit zu hervorragenden Musikern in die Lehre und erhielt auch noch, um nichts zu versäumen, Mal- und Zeichenunterricht. Der rührige Vater sah seinen Eifer belohnt, denn schon als Zwölfjähriger komponierte sein Sohn eine Oper, eine Messe und Kammermusikstücke, die er zum Teil selbst nach eigenem Verfahren im Steindruck vervielfältigte.

Mit achtzehn Jahren war Carl Maria von Weber musikalischer Leiter des Breslauer Theaters. Dann trat er in Beziehungen zum Württembergischen Herrscherhaus, erst als Dirigent der Hauskapelle des Herzogs Eugen Friedrich auf dessen Besitzung in Karlsruhe in Schlesien, später, da bei den Kriegswirren die Kapelle aufgelöst wurde, als Geheimsekretär des Herzogs Ludwig, des Bruders des Königs. Der junge Musiker, der die unübersichtlichen Geschäfte des verschwenderischen Herzogs führen sollte, wurde in das lockere Treiben der jungen Adligen, der Künstler und Theaterdamen in Stuttgart hineingezogen, ohne die hierzu nötigen Mittel zu besitzen. Als der stark verschuldete „Geheimsekretär" noch von Verleumdern der Unregelmäßigkeiten in seinem Dienst beschuldigt wurde, schob man ihn nach kurzer Haft — am 26. Februar 1810 — zusammen mit seinem Vater über die Grenze ab.

Der so unruhige, mit einem Mißklang endende Stuttgarter Aufenthalt, an den Weber später nie erinnert sein wollte, war aber doch reich an musikalischer Ausbeute gewesen. Neben einer Anzahl kleinerer Kompositionen, hatte er zwei Opern geschaffen: „Sylvana", ein dem schwülstigen Zeitstil angepaßtes, aber melodienreiches, gut instrumentiertes Werk, und die reizende, heitere kleine Oper „Abu Hassan". Die Aufführungen seiner Werke ließen nun Weber von Stadt zu Stadt wandern. Seßhaft wurde er erst wieder im Jahre 1813 als Operndirektor in Prag. Neben der großen Theatererfahrung, die sich Weber dort aneignete, ist es die Bekanntschaft mit der jungen Sängerin und Schauspielerin Caroline Brandt, seiner späteren Frau, die den Prager Aufenthalt für Weber so bedeutungsvoll werden ließ.

Die stärksten Eindrücke erhielt Weber gelegentlich seines Besuches in Berlin im Jahre 1814. Neue Ideen und Empfindungen nahmen von ihm Besitz. Von der allgemeinen Begeisterung für Freiheit, Heldentum und Vaterland ergriffen, fühlte sich Carl Maria von Weber zum erstenmal als Deutscher! Noch auf der Rückreise nach Prag schuf er auf dem Schlosse Tonna seines Gönners, des Herzogs Emil August von Gotha, die ersten Lieder („Lützows wilde Jagd", „Schwertlied" und „Reiterlied") aus Körners „Leier und Schwert". Wieder in Prag war es sein Erstes, Beethovens „Fidelio", ein damals noch sehr umstrittenes Werk, aufzuführen. Sein Kampf gegen die Vormachtstellung der italienischen Oper hatte begonnen!

Am 19. November 1816 konnte sich Weber endlich mit seiner „ewig und über alles geliebten Lina" verloben, nachdem deren Mutter ihren Widerstand gegen die Heirat der gefeierten Künstlerin mit dem noch wenig bekannten Kapellmeister aufgegeben hatte. Caroline, die durch Geist, Grazie und glänzende Begabung der Liebling der Theaterbesucher gewesen war, wurde auch eine ebenso gute Gattin und Hausfrau. In mancher Beziehung erinnert die so überaus glückliche Ehe Webers an die Robert Schumanns mit der berühmten Klavierspielerin Klara Wieck. Da Weber kurz vorher seine Stellung in Prag aufgegeben hatte, begrüßt er es mit Freude, als ihm zu Weihnachten 1816 seine Berufung zum Kgl. Sächs. Kapellmeister mitgeteilt wurde.

Dresden wurde nun Webers Wohnsitz, solange er lebte. Das Glück, das er in seiner Familie und seinem Schaffen fand, mußte er sich im Kampf mit den unendlichen Schwierigkeiten, die ihm als deutschen Musiker bereitet wurden, täglich neu erobern. Hof und Adel waren der deutschen Musik gegenüber gleichgültig und bevorzugten Webers Kollegen, den italienischen Kapellmeister Morlacchi, der alle bedeutenderen Stellen im Theater und Orchester mit Landsleuten besetzte. Wie lange dauerte es allein, bis Weber die neue, noch heute gültige Orchesterordnung durchsetzen konnte oder die Musiker an das Dirigieren mit dem Taktstock — bisher saß der Kapellmeister am Klavier — gewöhnt hatte! Die größten Erfolge hatte daher Weber meistens bei der Aufführung seiner Werke in anderen Städten. So war es auch Berlin, das am 18. Juni 1821 die Uraufführung des größten Werkes von Carl Maria von Weber sah, des „Freischütz".

Kein anderes Werk Webers und nur selten ein Werk eines anderen deutschen Komponisten ist so reich an deutscher Innigkeit und Herzlichkeit wie der „Freischütz", der Richard Wagner zu den Worten begeistert hat:

„O mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der „Freischütz" entstand. Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den Freischütz liebt ... wie ist mir so wohl, daß ich ein Deutscher bin!"

Die Uraufführung des „Freischütz" brachte Weber und damit der deutschen Oper den entscheidenden Erfolg. Von da an war es mit der Alleinherrschaft der italienischen Oper, die wenige Tage vorher noch in der prunkvollen Aufführung der Oper „Olympia" des preußischen Generalmusikdirektors Spontini triumphiert hatte, vorbei. Der „Freischütz" wurde in Berlin in kurzer Zeit 18 Mal gegeben, brachte hierdurch Weber einen Gewinn von 13 556 Talern und begann den Siegeszug durch die ganze Welt.

Carl Maria von Weber war es nicht vergönnt, sich seines Ruhmes ungetrübt zu freuen, denn das Hals- und Brustleiden, das ihn schon lange quälte, — es wurde erst nach seinem Tode als Tuberkulose erkannt — peinigte ihn immer stärker. Aber als sei sich der Meister der wenigen Jahre, die ihm noch zu leben beschieden waren, bewußt, war er unermüdlich tätig. Die beiden damals entstandenen größeren Werke, die Musik zu „Preciosa" und die Oper „Euryanthe", die für den heutigen Geschmack unmögliche Texte zur Unterlage haben, und nicht mehr vollständig aufgeführt werden, sind uns doch in manchen Teilen wohlbekannt. Viel gespielt werden jetzt noch einige seiner aus dieser Zeit stammenden Klavierwerke, so das reizende „Aufforderung zum Tanz".

Das letzte bedeutende Werk Webers ist sein „Oberon", den er 1825 auf Bestellung des Pächters des Conventgarden-Theaters in London, Charles Kemble, der von Weber eine

„echt germanische" Oper haben wollte, schuf. Ist der von J. R. Planché gefertigte Text gegenüber Wielands Oberon-Dichtung auch plump und geistlos, so hat Weber doch in seine Musik zu dieser Oper die ganze Fülle seines Ideenreichtums, seine Fähigkeit, märchenhafte Stimmungen, inniges Naturgefühl auszudrücken, hineingelegt.

Als der schwerkranke Meister am 7. Februar 1826 die Reise nach London antrat, wo er „Freischütz" und „Oberon" dirigieren sollte, und die Tür seines Reisewagens ins Schloß fiel, brach seine Frau, die mit den beiden Söhnchen von ihm Abschied genommen hatte, mit den Worten zusammen: „Ich habe seinen Sarg zuschlagen hören!" Es waren prophetische Worte, denn am 5. Juni 1826 fanden die Londoner Freunde Webers den großen deutschen Tonschöpfer, den man in England mit stärkster Begeisterung begrüßt hatte, tot in seinem Bett auf. —

Erst im Jahre 1844 wurden die sterblichen Reste Carl Maria von Webers nach Dresden überführt. Zu der Beisetzung hatte Richard Wagner einen Trauermarsch geschaffen und sprach in seiner Grabrede die Worte:

„Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du!"

Vom Schlaf gefesselt!

Die amerikanischen Ärzte verfolgen gegenwärtig mit größtem Interesse einen Fall von Schlafkrankheit, der sich in Chikago ereignet hat. Hier scheint eine junge Frau, die fast 5 Jahre ununterbrochen geschlafen hat, aus dem Schlaf wieder zu erwachen und damit gesund zu werden.

Die junge Patricia Maguire, die von Jugend an in Chikago lebte und hier glückliche Zeiten als Kind und junges Mädchen in einer begüterten Familie der Riesenstadt verbringen durfte, hätte nie gedacht, daß sie im Alter von 26 Jahren plötzlich die harte Hand des Schicksals in seltsamer Grausamkeit spüren würde. Sie wurde eines Tages müde und kränklich. Ein ungeheures Schlafbedürfnis regte sich in ihr. Der Arzt verordnete ihr Bettruhe. Jeder glaubte, daß nach ein paar Tagen die seltsame Mattheit weichen würde. Aber plötzlich schlief Patricia Maguire ein, schlief ein, ohne aufzuwachen. Die Schlafkrankheit, medizinisch gesprochen, die Encephalitis lethargica hatte sie in ihre Fesseln geschlagen.

Ihre Verwandten, die Mutter und ihr Verlobter waren entsetzt. Sie umgaben die Schlafende mit größter Liebe und Fürsorge. Sie hofften von Tag zu Tag, daß sie aufwachen würde. Die größten Spezialisten nahmen sich des Falles an. Aber alle zuckten die Achseln. „Vielleicht wacht sie noch einmal auf, vielleicht nicht. Uns bleibt nichts anderes übrig, als ihr Nahrung einzuflößen und ihr nach Möglichkeit das furchtbare Schicksal zu erleichtern."

Ein Jahr verging, das zweite kam heran, das dritte begann. Patricia schlief, schlief ununterbrochen. Sie wurde blaß und schmal, aber sie blieb am Leben. Von weither kamen Neugierige, die von der merkwürdigen Krankenstube erfahren hatten. Ärzte empfahlen Kuren, die helfen sollten. Scharlatane rieten zur Anwendung von magischen Taschentüchern. Andere empfahlen Kräuter, denen geheimnisvolle Kräfte innewohnen sollten. Die Mutter der Kranken nahm alle diese Vorschläge und Gaben mit freundlichem Dank entgegen. Sie verstaute die Heilmittel in einem Schrank, der langsam ein riechendes kleines Antischlafmuseum wurde. Aber sie selbst glaubte nicht an alle diese Empfehlungen. Ihre einzige Sorge war darauf gerichtet, der schlafenden Tochter regelmäßig Nahrung zuzuführen. Sie badete und massierte sie täglich. Sie stellte Bewegungsübungen mit ihr an, um die Muskulatur gebrauchsfähig zu erhalten. Auch der Verlobte kam in seltener Treue jeden Tag, um sich nach dem Befinden seiner schlafenden Braut zu erkundigen. Alles Zweifeln und Bedauern der Ärzte erstickte in den beiden Menschen nicht die Hoffnung, daß doch noch einmal alles gut werden könnte. Sie fühlten sich im Dienst der Kranken und sie setzten sich rückhaltlos für diese Aufgabe der Liebe und unbedingten Aufmerksamkeit ein.

Ein drittes Jahr verging, ein viertes und von dem fünften bereits der achte Monat. Da regte sich zum erstenmal wieder bewußtes Leben in der Schlafenden. Sie lächelte. Ihre starren Augen gewannen einen suchenden Ausdruck. Sie winkte der Mutter zu. Jetzt hoffen sogar die Ärzte auf Heilung. Der furchtbare Fall der Schlafkrankheit scheint in ein neues Stadium getreten zu sein.



Bunte Chronik



Der Weltkrieg in Fliegerabwürfen.

In Wien ist gegenwärtig eine interessante Ausstellung zu sehen, die das Thema „Fliegerabwürfe im Weltkrieg" behandelt. Bei dieser Gelegenheit werden eine Reihe von Vorkommnissen wieder in die Erinnerung gerufen, die dem Gedächtnis der Nachkriegszeit mehr oder weniger entschwunden waren. So ist zum Beispiel in französischer Sprache der erste Zettel zu sehen, den der deutsche Fliegerleutnant von Hidderessen über Paris abwarf. Er stammt aus den Tagen des französischen Rückzuges vor der Marneschlacht und trägt die Aufschrift: „Die deutsche Armee befindet sich vor den Toren von Paris. Es bleibt euch nichts übrig, als euch zu ergeben!" Historische Bedeutung besitzt auch das sogenannte „Reclam-Buch Nr. 197", das den Titel trägt „Zwei Fragen" von Siegfried Balder. Dieses Buch ist eine französische Fälschung, die während des Weltkrieges von Flugzeugen auf deutsches Gebiet abgeworfen wurde und starke Angriffe gegen die Deutsche Regierung enthält. Einen großen Raum nehmen bei der Ausstellung gefälschte Privatbriefe von Kriegsgefangenen ein. Sie berichten in völlig unwahrer Weise über die gute Behandlung in den Kriegsgefangenen-Lagern der Entente. Dazwischen finden sich politische Anweisungen, in Deutschland Revolten zu entfesseln und ähnliche Verhetzungen. Zu den bekannten Persönlichkeiten politischer Flugabwürfe gehörte auch Gabriele de'Annuncio, der im August 1918 von Padua nach Wien startete und die österreichische Hauptstadt mit einem Geschwader überflog. Er ist auf der Ausstellung durch Gemälde italienischer Futuristen vertreten, die den Flug des von ihnen vergötterten Dichters mit besonderer Farbenherrlichkeit zu verewigen suchten.

Eine Stradivari für ein Spanferkel.

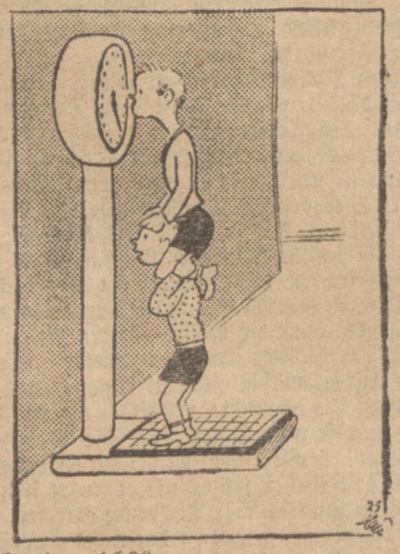
Bei einem Bauern in der Nähe von Kecskemet wurde eine Geige gefunden, die wunderbaren Klang hatte. Sie trug eine Inschrift, wonach sie von Stradivarius 1713 in Cremona verfertigt wurde. Man wollte noch an der Echtheit des Instruments zweifeln, als sich herausstellte, daß sie im Vorjahr aus einer Budapester Sammlung gestohlen worden war und nach abenteuerlichen Wanderungen in die Kecskemeter Gegend gelangt war. Der Bauer gab dann zu, daß er die Geige erst kürzlich gegen ein Spanferkel eingetauscht habe.



Lustige Ecke



Das genaue Gewicht — und der zu kleine Kerl.



„Wieviel wiege ich?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg